

Im Märchenwald leben keine Ohrwürmer

MUSICAL Johlender Beifall für Sondheims „Ab in den Wald“ in der Inszenierung von Intendantin Cathérine Miville

Von Thomas Schmitz-Albohn

GIESSEN. Die Kinder müssen sich noch ein paar Tage gedulden, aber für die Erwachsenen ist im Stadttheater schon das Weihnachtsmärchen angefallen. „Ab in den Wald“ ist ein grellbuntes Spektakel, das die einen jubeln lässt und bei den anderen allenfalls ein mattes Kopfschütteln hervorruft. Man muss Musicals und die hemdsärmelige amerikanische Art, Geschichten zu erzählen, schon sehr mögen, wenn einem dieser Abend gefallen soll. Bei der Premiere am Samstag waren die Musicalfans im voll besetzten Haus eindeutig in der Überzahl: Sie johlten minutenlang und überschütteten alle Beteiligten der Produktion lautstark mit Beifall.

Die Besucher erleben eine flotte Inszenierung (Cathérine Miville) in einem fantastischen Bühnenbild (Lukas Noll), und die durchweg hervorragenden, zum Teil noch recht jungen Darsteller machen ihre Sache sehr gut. Aber das Stück (Musik: Stephen Sondheim, Textbuch: James Lapine) schwächelt und zieht sich wie Kaugummi, dass selbst die liebevollste Regie an ihre Grenzen stoßen muss.

Die größte Schwachstelle ist dabei die Musik selbst. Ohrwürmer, wie zum Beispiel bei Andrew Lloyd Webber, sucht man hier vergebens. Bis auf den Kehrreim „Ab in den Wald“ gibt es keine Melodie, die haften bliebe. Musical-Spezialist Andreas Kowalewitz und das von ihm geleitete Philharmonische Orchester Gießen mögen sich im Orchestergraben mit der Partitur noch so sehr mühen, aber aus der sperrigen Musik lassen sich keine Funken schlagen.

„Es wird nach einem Happy End/ im Film jehöhnlich abjebndt“, berlinerte Kurt Tucholsky in seinem 1930 entstandenen Gedicht „Danach“. Darin ging er auf seine unnachahmlich witzige Weise der Frage nach, was nach dem Happy End – nach Kuss und Bett und alledem – geschieht. Was er sich dazu in fünf Strophen ausmalte, enthält sehr viel Wahrheit über das Leben und spiegelt einen grauen, kümmerlichen Ehealltag wider.

Ähnlich wie Tucholsky warfen auch Stephen Sondheim und sein Textbuchautor James Lapine ein halbes Jahrhundert später die Frage auf, wie es wohl in



Die aus Gießen stammende Julia Lißl als Bäckerin; hier in einer Szene mit Andrea Pagani (rechts) als Bäcker und Tom Schimon als Hans.

Foto: Wegst

den Grimm'schen Märchen zueht, wenn alle Wünsche erfüllt werden. Also: Aschenputtel erobert das Herz des Prinzen, Hans findet ein Land voller Gold, Rapunzel schafft es mit Hilfe eines schönen Prinzen, aus ihrem Turm zu entkommen, und der sehnliche Wunsch des Bäckerpaares nach einem Kind geht auch in Erfüllung. Doch was dann?

Im zweiten Teil geht es um die Konsequenzen, von denen die alten Märchen nichts erzählen: Wie lebt es sich mit einem Prinzen, wie mit dem lange ersehnten Kind? Was fängt man mit dem ganzen Gold an? Und was treibt die Bäckerin dazu, die doch jetzt eigentlich glücklich sein müsste, mit dem Prinzen fremdzugehen?

Es geht nicht nur um ersehnte Dinge, sondern um die Neigung des Menschen, stets das zu wollen, was er nicht hat, es geht um Verführung, um Gut und Böse. Lukas Noll hat dazu einen Märchenwald mit großen stilisierten Scherenschnitten (Blumen, Pilze, Tannen) geschaffen, wie man sie als Illustrationen aus alten Märchenbüchern kennt. Das Übrige besorgt die Lichtregie (Kati Moritz), die die Szenerie je nach Stimmung in die unterschied-

lichsten Farben taucht.

Beklemmend dunkel ist es, als eine Riesin zum Schluss das ganze Königreich bedroht. Bis dahin ist aber das halbe Grimm'sche Märchenpersonal schon tot, und die übrigen streiten sich unentwegt. Von Harmonie keine Spur. Die Regisseurin geht mit Witz und ironischen Anspielungen sehr sparsam um, damit das Geschehen nicht im Klammuk versumpft. Gelungener Gag: Aschenputtels Prinz (Christian Fröhlich), der ja ein großer Frauenverführer ist, kommt auf einem Sperrholz-Pferd geritten, an dem eine Metallleiter montiert ist. So kommen die Damen – und natürlich auch Aschenputtel (Patrizia Margagliotta) – leichter aufs Ross. Schril und komisch Aschenputtels missgünstige Verwandtschaft (Anne-Elise Minetti, Marie Seidler, Irina Ries).

Mit schöner, klarer Stimme und starker Bühnenpräsenz gibt die aus Gießen stammende Julia Lißl als Bäckerin eine beeindruckende Vorstellung, zumal diese Rolle den Interpretinnen sehr viel sängerisches Können abverlangt. Den Bäcker an ihrer Seite spielt Andrea M. Pagani, den das Gießener Publikum seit „Cabaret“ und „Kuss der

Spinnenfrau“ ins Herz geschlossen hat. Auch hier glänzt er wieder mit einer weichen, gefühlvollen Gestaltung. Mit einer großen Stimme voller Ausstrahlung schaltet sich Laura Joeken als Hexe und später als Glamourschönheit ins Geschehen ein. Von besonderem Liebreiz ist das Rotkäppchen, das die Wetzlarer Schülerin Rebecca Kaufmann mit Natürlichkeit und kämpferischem Elan ausstattet. Und sie singt ganz famos. Spitzentöne sind von Rapunzel (Karola Pavone) zu hören, bis sie endlich ihren joggenden und golfspielenden Prinzen (Thomas Christ) hat. Auch Tom Schimon lässt als Hans aufhorchen.

Bei den Mitwirkenden dürfen Carolin Weber als energische Mutter von Hans und Christian Lugerth als Erzähler und geheimnisvoller Waldschrat mit Rauschbart nicht vergessen werden.

TERMINE

► Weitere Vorstellungen am 11., 27. November, 10. Dezember, 8. Januar, 3., 25. Februar, 26. März, 6. Mai; sowie 2. und 17. Juni jeweils um 19.30 Uhr, 31. Dezember um 18 Uhr.

Leckerbissen für eingefleischte Blues-Fans

VITOS Der in Gießen geborene Joe Filisko und sein Duopartner Eric Noden lösten Riesenandrang aus

GIESSEN (lei). Eine rauchige Stimme und lässiges Auftreten – das beschreibt am besten die beiden Ausnahmemusiker Joe Filisko und Eric Noden, die sich dem Blues verschoren haben. In der voll besetzten Vitos-Kapelle in Gießen, bei der die Besucher sich noch am Eingang aufreihen, um den Klängen des „Rootsduo“ zu lauschen, spielten die beiden Musiker Blues aus den 20er- und 30er Jahren. Das Konzert war eine unterhaltsame Mi-

schung aus Prewar-Blues, akustischem Chicago-Blues und eigenen Songs, die die beiden Musiker bereits auf vier Alben veröffentlicht haben. Seit Jahren spielen sie auf weltweit angesagten Festivals und in namhaften Clubs rund um den Globus.

Der aus Gießen stammende Joe Filisko gilt als Koryphäe auf seinem Gebiet und kennt die verschiedenen Spieltechniken des Blues wie kein Zweiter. Er unterrichtet den „Harmonica Masters Workshop“

in Trossingen und gibt auch in Chicago regelmäßig Kurse bei der Old Town School of Folk Music.

Während des Konzerts entschuldigte er sich allerdings für sein schlechtes Deutsch, schwörte aber, dass zumindest alle seine Instrumente aus Deutschland stammen.

Die beiden in Chicago lebenden Musiker sind aber nicht nur exzellente Instrumentalisten und Sänger, sondern auch

hervorragende Entertainer. Bei der so wieso schon angeheizten Stimmung in der Vitos-Kapelle, die durch ihre großartige Akustik besticht, hat sich das Publikum über die bekanntesten Songs „Angry women“ und „Missed train Blues“ des Duos wohl am meisten gefreut. Besonders die eingefleischten Blues-Fans sind bei dem Auftritt des talentierten „Rootsduo“ in der Vitos-Kapelle voll auf ihre Kosten gekommen.



Kerstin Kreutz sprach über Doppelgänger und Doubles. Foto: Frahm

Verachtung für „Literatur des kleinen Lebens“

LZ-GESPRÄCH Prominente diskutieren über einstigen Großkritiker Friedrich Sieburg / Ästhet, begabter Stilist und konservativer Provokateur

GIESSEN (uhg). Friedrich Sieburg (1893 bis 1964), „letzter konservativer Literaturpapst“, spaltete einst die Gemüter. Doch 52 Jahre nach seinem Tod ist der begabte Stilist, der belesene Kultur- und Geschichtswissenschaftler, der von vielen Zeitgenossen auch als Kollaborateur der Nazis gesehen wurde, weitgehend in Vergessenheit geraten. Da erstaunt es, dass gerade in den vergangenen Jahren gleich zwei Biografien über ihn erschienen sind. Die jüngere von beiden beinhaltet stolze 488 Seiten und trägt den Titel „Friedrich Sieburg – Ästhet und Provokateur“, verfasst von dem Publizisten und Literaturwissenschaftler Harro Zimmermann.

Auf Einladung des Literarischen Zentrums Gießen war Zimmermann jetzt zum LZ-Gespräch in den Margarete-Bieber-Saal gekommen. Als Diskussionspartner teilten mit ihm Jürgen Kaube (Feuilletonchef und Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung) und der ehemalige Juso-Vorsitzende Johano Strasser (jetzt Pen-Zentrum Deutschland) das Podium.

Früher bekannt, heute fast in Vergessenheit geraten: Das hat sein Gutes und sein Schlechtes. Vor 50, auch vor 40 Jahren noch wären zweifellos mehr Zuhörer zu dieser hochkarätig besetzten Veranstaltung rund um ein hochbrisantes Thema erschienen. Freilich wäre

dann der Diskurs nicht so einträchtig verlaufen, wie es am Donnerstagabend der Fall war. Möglicherweise wären auch die Fetzen geflogen, um es einmal salopp zu formulieren.

Denn für Zündstoff sorgte Sieburg schon zu Lebzeiten. „Der große Sieburg, der verehrteste Deuter des Traditionellen wie des Zukünftigen“, würdigte ihn Gottfried Benn. Alfred Andersch hingegen befand: „... die größte, stinkende Kanalaratte“.

Wer war nun jener derart Gerühmte und Gescholtene? Sein Biograf Zimmermann stellte einige Facetten seines Lebens und Schaffens vor: Friedrich Sieburg lebte bis 1923 als freier Schrift-

steller in Berlin, es folgten turbulente Jahre der „Gratwanderung“ in Frankreich und Nazi-Deutschland. Seit 1948 Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Gegenwart“, damit stand er im Zentrum der kulturellen Restauration der jungen Bundesrepublik. Seit 1956 schrieb er für die Frankfurter Allgemeine Zeitung, und war bis zu seinem Tod im Jahr 1964 einer der bedeutendsten Zeit- und Literaturkritiker Deutschlands.

„Warum ausgerechnet Sieburg?“, wollte Moderator Strasser von Zimmermann wissen. Sieburg sei einer der wenigen gewesen, so die Antwort, der nicht dem unbedingten Fortschrittsglauben anhing. Damit repräsentierte

Sieburg eine intellektuelle Ausrichtung, die in der Gegenwart wieder mehr Anhänger findet: „Es gibt offenbar wieder eine Sehnsucht nach einer mystisch-völkischen Grundlage von Staatlichkeit“.

Junge Autoren, die aktuelle Themen aufgriffen, fanden nur selten die Zustimmung Sieburgs. So war er ein unerbittlicher Kritiker der Gruppe 47, und auch für die bald weltbekanntesten Schriftsteller Günther Grass und Heinrich Böll fand er nur höhnende Worte. „Deutlich wird hier seine Verachtung des kleinen Lebens, des normalen Mannes“, so Kaube. „Diese Literatur war ihm nicht wichtig, sie war nicht satisfaktionsfähig“.